



Linda führt ein Bilderbuchleben. Ihre Arbeit als Kuratorin für eine Kunststiftung füllt sie aus, sie ist verheiratet mit dem Maler Richard, sie haben eine gemeinsame Tochter, Sonja, leben in einer großzügigen Altbauwohnung in Leipzig. Sie sind erfolgreich, gut situiert, glücklich und arglos. Doch in ein paar Sekunden der Unachtsamkeit nimmt das Schicksal Linda alles: das Leben der 17-jährigen Tochter, die von einem Lkw überfahren wird, die eigene Gesundheit, den Schlaf. Die Trauer ist übermächtig und bodenlos. Doch es gibt sie, die feinen Fäden, die Linda in der Welt festhalten. Da sind ein Haus und ein Hof im Niemandsland, die ihr Zuflucht bieten und die Handgriff um Handgriff erfordern, da ist die Freude darüber, wieder lesen zu können, die gezackten Ränder einer satt orangefarbenen Tulpe, die Wärme der Frühlingssonne, da ist die Hündin Kaja. Ausgerechnet die Tochter einer anderen Frau holt Linda ins Leben zurück, und da ist immer noch: ihr Lebensmensch, ihr Mann Richard.

DANIELA KRIEN, geboren 1975 in Neu-Kaliß, studierte Kulturwissenschaften und Kommunikations- und Medienwissenschaften in Leipzig. Seit 2010 ist sie freie Autorin. Ihre Romane *Die Liebe im Ernstfall* und *Der Brand* standen monatelang auf der Bestsellerliste und wurden in viele Sprachen übersetzt. Daniela Krien hat zwei Töchter und lebt in Leipzig.

Daniela Krien
Mein drittes Leben

ROMAN

BÜCHERGILDE GUTENBERG

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg Verlagsges. mbH,
Frankfurt am Main, Wien und Zürich
buechergilde.de

Mit freundlicher Genehmigung
der Diogenes Verlag AG, Zürich

Copyright © 2024

Diogenes Verlag AG, Zürich

Alle Rechte vorbehalten

Einbandgestaltung:

Marion Blomeyer, München

Druck und Bindung:

Friedrich Pustet KG, Regensburg

Printed in Germany 2024

ISBN 978-3-7632-7585-4

Wir wissen, dass alles, was kommt, auch wieder geht,
warum tut es dann immer wieder und immer mehr weh?

Gerhard Gundermann

TEIL I

Heute Morgen kam ein Bussard vom Himmel geschossen und stürzte sich auf eine meiner jungen Hennen. Sie hatte sich aus dem Schutz der Obstbäume herausgewagt und abseits von den anderen gepickt. Ich war gerade dabei, eine Schubkarre voller Laub, Dreck und dürre Äste am Hühnergarten vorbei Richtung Komposthaufen zu schieben, als ich den Raubvogel aus den Augenwinkeln herankommen sah. Ich ließ die Schubkarre los, riss die Pforte zum Hühnergarten auf und rannte. Meine Hände steckten in Arbeitshandschuhen, und so griff ich, ohne nachzudenken, nach ihm. Mit seinem kurzen, gebogenen Schnabel hackte er nach mir, stieß schrille Töne aus, schlug wild mit den Flügeln, ohne seine Beute loszulassen. Es war eine Kraft in dem Tier, mit der ich nicht gerechnet hatte, und ich drehte den Kopf zur Seite, um mich vor seinen Hieben zu schützen. Als ich ihn richtig zu fassen kriegte, schleuderte ich ihn mit ganzer Kraft in die Luft zurück.

»Hau ab!«, schrie ich mit fremder Stimme.

Für einen Moment sah es so aus, als sei er verletzt. Seine Flügel schienen den Rhythmus nicht zu finden. In geringer Höhe taumelte er über mir. Doch plötzlich entfernte er sich mit kräftigen Flügelschlägen, kreiste noch einmal über dem Hühnergarten und drehte schließlich ab.

Eine Weile blieb ich stehen, um abzuwarten, ob er einen zweiten Versuch wagen würde. Mein Herz raste; ich spürte mein Blut bis in die Fuß- und Fingerspitzen hinein pulsieren. Laut und stoßweise ging mein Atem, und zu meinen Füßen lag die Henne und rührte sich nicht. Ich riss mir die Handschuhe von den Händen, bückte mich und wollte sie gerade berühren, als sie plötzlich quicklebendig davonstob. Lediglich ein paar Federn hatte sie gelassen.

Für einen Augenblick stand mir mein früheres Ich vor Augen: die Frau mit den gut sitzenden Haaren, der Vorliebe für Kaschmir, Seide und teures Leinen, ihre gepflegten Nägel, die stets sorgfältig geschminkten Augen und Lippen und ihr Widerwille gegen alles Grobe und Schmutzige. Die Hypochonderin, die jedes Krankheitssymptom googelte und immer Krebs vermutete. Die Vorsichtige, die jedes Lebensmittel schon am Tag nach dem Ablauf des Mindesthaltbarkeitsdatums wegwarf. Die Saubere, die der Putzfrau noch einmal hinterherwischte.

Unwillkürlich schüttelte ich den Kopf, ging zur Schubkarre zurück, schob sie zum Kompost und entleerte sie. Mit einer Mistgabel arbeitete ich die Fuhre unter und suchte noch einmal den Himmel nach dem Räuber ab. Beim nächsten Mal käme er nicht so ungeschoren davon. Sollte er wiederkehren, würde ich seinen Kopf mit den starren gelben Augen gegen den nächstbesten Baum schlagen.

Mein Name ist Linda.

Linda bedeutet *die Milde, die Freundliche, die Sanfte*. Dieser Name hat nichts mehr mit mir zu tun.

Es ist noch kalt im Haus. Das Feuer im Ofen brennt erst seit wenigen Minuten. Ich trage ein langes Unterhemd aus dicker Baumwolle und einen Rollkragenpullover mit einer Daunenweste darüber. Das Teewasser kocht, ich schneide den Ingwer hinein und stecke mir eine hauchdünne Scheibe in den Mund. Dann setze ich Wasser für Kartoffeln auf und widerstehe dem Drang, eine Nachricht an Richard zu schreiben. Ich will irgendwem von dem Bussard erzählen, und er ist der Einzige, den ich nicht aus meinem Leben vertrieben habe.

Kaja weicht mir nicht von der Seite. Die Hündin spürt alles, reagiert unmittelbar. Während ich unruhig von Raum zu Raum gehe, bleibt sie dicht neben mir. Das Tier versteht mein Verhalten nicht; es macht ihm Angst. Es will ein souveränes Frauchen, ich dagegen sende Signale, die es verwirren und seine unterwürfige Anhänglichkeit noch verstärken.

Ich schalte das Radio ein, setze mich an den Tisch, beginne, die Kartoffeln zu schälen, und weise Kaja auf ihren Platz neben dem Ofen, der nun vor Hitze glüht. Sie gehorcht sofort. Der Wetterbericht kündigt Regen an; in den Verkehrsmeldungen werden die wegen des gestrigen Sturms gesperrten Straßen in ganz Mitteldeutschland aufgezählt.

Im Landkreis Harz, zwischen Elend und Sorge ...

Ich lache laut auf, und Kaja hebt den Kopf und blickt mich erschrocken an.

Nun ist es windstill.

Im fahlen Winterlicht dieses Januartages sitze ich am Küchenfenster, trinke frischen Ingwertee mit reichlich Ho-

nig und sehe in den Hof hinaus. Hell wird es seit Wochen nicht. Ein gleichmäßiges Grau hängt über der Gegend und schluckt jeden Übermut; es dämpft die Empfindungen, die guten wie die schlechten. Ich fühle etwas, doch dieses Etwas will nicht hoch hinaus. Es ist ein kleines, unscheinbares und doch lebenserhaltendes Glimmen.

Ich ziehe die Daunenweste aus und auch den dicken Pull-over. Von meinen Achselhöhlen geht ein strenger Geruch aus; ich muss mich wieder einmal richtig waschen. Die Haare sind nicht so wichtig, regelmäßiges Bürsten genügt. Shampoo benutze ich schon lange nicht mehr. Die Talgproduktion regulierte sich innerhalb weniger Monate, und Haut und Haar scheinen gesünder als je zuvor.

Ich hocke mich in die kalte Badewanne und drehe den Duschhahn auf. Kurz heiß, dann kalt, dann einseifen und lange kalt abspülen. Nach dem Trockenrubbeln kribbelt die Haut, und mir ist warm. Im trüben Spiegel über dem Waschbecken sehe ich mein Gesicht nur verschwommen. Die Finger meiner rechten Hand fahren die lange Narbe über dem Schlüsselbein entlang. Jeden Tag bestreiche ich sie mit Salbe. So bleibt die Haut elastisch, und nach und nach verblasst die blau-lila Färbung. Darunter war einmal meine Schilddrüse. Der Krebs hat sie zerstört, und die Ärzte nahmen sie heraus, um mein Leben zu retten, das ihnen mehr wert war als mir selbst. Die Rettung von Leben ist ihre Aufgabe. Es interessiert sie nicht, in welches Leben sie den geheilten Patienten zurückschicken.

Die Angst und die Verzweiflung, die oft auf eine Krebsdiagnose folgen, blieben bei mir aus. Tatsächlich empfand ich eine merkwürdige Freude, eine Art gesteigerte Leben-

digkeit im Angesicht des Todes, und ein Gefühl, wie es ein Marathonläufer kurz vor dem Ziel haben muss. Richard, meine Mutter und meine Freunde waren fassungslos. Nicht noch ein Schicksalsschlag nach dem, was schon geschehen war. Warum, fragten sie, warum ausgerechnet Linda, nach allem, was sie durchgemacht hat?

Warum nicht?, dachte ich.

Der Krebs erschien mir folgerichtig und konsequent. Mein Körper hatte seine Widerstandskraft verloren. Die Trauer hatte sich seit über einem Jahr durch meine Zellen gefressen. Sie waren zu schwach geworden. Ein logischer Vorgang.

Richard tat, was Männer in Krisen eben tun: Lösungen finden. Ganze Nächte verbrachte er mit der Recherche im Netz. Er kaufte Grüntee, Kurkuma und Brokkoli, wegen ihrer angeblich wachstumshemmenden und Krebszelltod hervorrufenden Wirkung, er verbannte Zucker aus unserem Haushalt und organisierte Arzttermine für Zweit- und Drittmeinungen. Die Diagnose blieb die gleiche.

In Richard ging ein Wandel vor, es war offensichtlich. Die dunkle Müdigkeit der letzten Monate wich aus seinem hager gewordenen Gesicht. Die tiefen Falten von der Nase zum Mund schienen sich ein wenig zu glätten, und sein Gang wirkte dynamischer. Endlich gab es einen Grund, die Trauer hinter sich zu lassen und wieder zu handeln. Meinen Krebs zu bekämpfen wurde zu seiner Mission. Ab hier ging es wieder vorwärts.

Mein eigener Kampf dagegen war kein echter Kampf, sondern lediglich ein Reflex, der durch die Möglichkeit des Todes ausgelöst worden war. Der Mörder mit dem Namen

Krebs legte seine Hände um den Hals des Opfers und drückte zu. Das Opfer wehrte sich unwillkürlich, beinahe wider den eigenen Willen, denn jede Kreatur wehrt sich gegen den Tod. Der Selbsterhaltungstrieb ist uns genetisch eingeschrieben. Richard nahm mir diesen Gedanken übel, denn in dieser Version der Geschichte kam er nicht vor.

Ich denke viel an Richard. Er ist mein Mann – ein guter Mann, aus einer freundlichen, intakten Familie, mit einem Stammbaum, in dem es Kinder, Eltern, Geschwister, Nichten, Neffen und sogar noch zwei Großmütter gibt, während meine Familie fast nur aus Toten und Unbekannten besteht. Ich habe ihn gewählt, diesen Mann, der meinen Mangel ausglich, und ich kann, ohne zu heucheln, sagen: Ich liebe ihn.

Beinahe täglich stelle ich mir die Frage, ob ich ihm unrecht tue. Könnte ich anders handeln, täte ich es. Die meisten Menschen verletzen nicht bewusst. Sie tun ihr Bestes, nur ist ihr Bestes nicht gut genug. Auch Richard hat nichts falsch gemacht. Hat sich nur eines Tages umgedreht und nach vorn gesehen, während mein Blick in die Vergangenheit gerichtet blieb.

Wenn er mich besucht, betrachtet er schweigend meine kräftig gewordenen Hände, macht Bemerkungen über meine abgelegte Eitelkeit, die strenge Disziplin. Letztens schaute er zu, wie ich das Holz im Hof mit der Axt spaltete, wie die Scheite nach links und rechts wegflogen und ich sie hernach in die Schubkarre warf, um sie später an der Schuppenwand zu stapeln. Auf seiner Stirn bildeten sich feine Falten. Ich konnte sehen, wie fremd ich ihm geworden bin.

Auch im Wohnzimmer brennt nun ein Feuer im Ofen. Ich schiebe den Ohrensessel in die Mitte des Raums und setze mich. An der den Fenstern gegenüberliegenden Wand hängen die Bilder der Vorfahren, Kinder und Enkel von Grete Adomeit, der Vorbesitzerin des Hauses. Meine eigenen Bilder habe ich einfach dazugehängt.

Zuweilen, besonders in den späten Nachmittagsstunden, sitze ich hier im Sessel und blicke so lange auf die Fotos, bis die einsetzende Dunkelheit die Konturen verwischt und sie schließlich ganz verschwinden. Dann kommt es vor, dass ich Sonja höre. Ganz deutlich höre ich ihre Stimme. *Mama*, ruft sie, *Mama, guck mal*. Oder sie plappert, in irgendein Spiel versunken, vor sich hin. Auch ihre spätere jugendliche Stimme habe ich schon gehört. Meistens sind es nur wenige Sekunden, bis sie leiser wird und schließlich ganz verklingt. Manchmal legt sich kurz vor dem Verschwinden ein seltsamer Hall auf ihre Stimme, und jedes Mal höre ich auf zu atmen und halte in der Bewegung inne, voller Angst, Sonja mit einem unbedachten Geräusch zu vertreiben. Ein einziger Ton genügt, und sie verschwindet. Ich muss erstarren, dann bleibt sie. In diesen Momenten spitzt die Hündin die Ohren, springt auf und läuft fast immer in jene Richtung, aus der die Kinderstimme kommt.

Vor Jahren fuhren wir einmal mit dem Auto durch dieses Dorf. Das Auto hatten wir erst kurz zuvor gekauft, es war unser erster Ausflug mit dem Wagen, der noch neu roch und so sauber war, dass wir uns alle die Schuhe abklopften, bevor wir einstiegen. Sonja saß hinten und hatte Kopfhörer auf, Richard und ich blickten aus dem Fenster, während wir wegen eines im Verkehrsfunk gemeldeten Blitzers beinahe im Schritttempo durch das Dorf fuhren.

»Hier will man nicht begraben sein«, sagte Richard, und ich pflichtete ihm bei.

Es ist ein reizloses zweigeteiltes Straßendorf. Im südlichen Teil reihen sich links und rechts der viel befahrenen Straße alte Höfe aneinander. Ihre Tore sind meist verschlossen, die Fassaden schmucklos, und an einigen hängen verblichene Stoffbanner mit der Aufschrift: *Es reicht! Umgehungsstraße jetzt!*

Alte, teils abgestorbene Weiden säumen das Ufer eines ausgetrockneten Dorfteichs, die zugesperrte Kirche beginnt zu verfallen, zwischen Straßenrand und Häusern stehen neu gepflanzte Linden auf einem breiten Rasenstreifen. Es muss eine Zeit gegeben haben, als das Dorf ein belebter Marktflecken war, wo links und rechts des Fahrweges die Bauern ihre Waren verkauften. Heute lebt hier keiner mehr

von Landwirtschaft. Die Felder gehören einem großen, industriell geführten Agrarbetrieb. Die Dorfbewohner öffnen morgens die Tore, steigen in ihre Autos, fahren zur Arbeit in die Stadt und kehren am späten Nachmittag mit ihren Einkäufen aus dem Supermarkt zurück. Sie schließen die Tore und verschwinden. Nachts lassen sie die Jalousien herunter, und im fahlen Licht der Straßenlaternen sieht man höchstens ein paar Katzen herumstreunen und manchmal einen Fuchs. Auch tagsüber spaziert kein Mensch über die ordentlich gepflasterten und behindertengerechten Bürgersteige, die bis ins neue Dorf führen. Dort reiht sich Fertighaus an Fertighaus, in kreisenden Farben, die Gärten mit Metallplatten, Gabionen oder Betonzäunen abgeschirmt. Kiesschotter und Schiefersplit in den Vorgärten, Rindenmulch zwischen den immergleichen trockenheitsresistenten Stauden, Trampoline auf blumenfreien Rasenflächen hinter den Häusern, wo nachts die Mähroboter fahren und den hilflosen Igel die Beinchen abschneiden. Unter den Carports aus Aluminium stehen große Autos mit dunkel getönten Scheiben wie Panzer gegen alles Lebendige.

Nirgendwo gibt es weniger Natur als im neuen Teil des Dorfs.

Den Abschluss bildet der u-förmig angelegte Gebäudekomplex der Behindertenwohnstätte, wo morgens Fahrdienste die Bewohner abholen, um sie zur Arbeit oder zur Tagesbetreuung in die nächste Kleinstadt zu bringen.

Ringsherum nichts als flaches Land, parzelliert in große Felder mit Monokulturen – Raps und Mais –, Windräder am Horizont, hier und da ein schmaler Blühstreifen, eine

gesetzlich vorgeschriebene Ausgleichsfläche, eine Hecke, eine alte Obstbaumallee mit sterbenden oder bereits toten Bäumen, aber kein Hügel weit und breit, nichts, was den Blick auf sich zieht und hält.

Tagsüber reißt der Autoverkehr nicht ab. Nachts lässt das Rauschen der Fahrzeuge zwar nach, doch dann beginnt das an- und abschwellige Dröhnen der startenden und landenden Frachtflugzeuge vom nahen Flughafen.

Hier lebe ich seit mehr als zwei Jahren, eine viertel Autostunde entfernt von der Kleinstadt, in der ich die ersten dreizehn Jahre meines Lebens verbracht habe, etwa vierzig Minuten weg von der Wohnung in Leipzig, die Richard noch immer unser Zuhause nennt.

*

Grete Adomeit traf ich im Park des Krankenhauses. Sie saß auf einer Bank, die von einer ausladenden Blutjohannisbeere mit leuchtend pinkfarbenen Blütentrauben umrahmt stand. Ich war deutlich zu früh zur Nachuntersuchung gekommen. Die Radiojodtherapie samt der fünftägigen Isolation, um meine Mitmenschen nicht zu verstrahlen, lag bereits hinter mir. Ich nahm neben der alten Frau Platz. In jener Zeit kam es öfter vor, dass ich mit Wildfremden sprach, mit Menschen, die nichts von mir wussten, die mir ohne Mitleid und Scheu in die Augen blickten, ohne Verlegenheit und Angst, etwas Falsches zu sagen.

Ihren Gehstock hatte Grete Adomeit zwischen die dicken Beine geklemmt, ihre Hände lagen auf dem Knauf. Sie trug ein grellbuntes Schürzenkleid, das noch aus DDR-Zei-

ten stammen musste, eine Strickjacke, an der zwei Knöpfe fehlten, und blickdichte, hautfarbene Strumpfhosen mit einer Laufmasche. Sie musste meinen Blick auf die kaputten Strümpfe bemerkt haben, denn sie schaute nun selbst auf ihre Beine.

»Taugt alles nichts mehr, ist alles fürs Wegschmeißen gemacht.«

In der halben Stunde Wartezeit bis zu meinem Termin erfuhr ich, dass die weit über achtzig Jahre alte Frau allein auf einem Hof im nördlichen Sachsen lebte, der Mann schon Jahrzehnte tot war, die Töchter beide weit weg und nicht interessiert am Hof und der Mutter. Ich hörte, dass sie *Viecher* hatte und einen Hund und einen unheilbaren Krebs, der sie schon bald *unter die Erde* bringen würde. Aus ihrer Handtasche zog sie ein Foto heraus und hielt es mir hin. Ein junger Mann und eine junge Frau mit ernsten Gesichtern vor einem großen Holztor. Aus dem ebenmäßigen, runden Gesicht der Frau blickten ausdruckslose Augen, in ihren Händen hielt sie einen Maiglöckchenstrauß. Der junge Mann neben ihr hatte nur einen Arm. Auch er schaute starr in die Kamera, ohne den Anflug eines Lächelns. Zwei Übriggebliebene, von der Not Zusammengetriebene, schoss es mir durch den Kopf.

Bevor ich sie fragen konnte, ob das ihr Hochzeitsfoto sei, sagte sie: »Mein Hof. Mein Haus.«

Alle ihre Sätze waren kurz; sie enthielten nur das notwendigste Vokabular. Vermutlich sprach sie nicht oft, und wie jede Fähigkeit, die nicht mehr angewandt wird, war Grete Adomeit das Sprechen abhandengekommen. Sie war ein verschlissener Mensch. Die trüben Augen, das unge-

pflegte, kaum noch vorhandene Haar, die schäbige Kleidung, die trockenen, rissigen Hände, der faulige Geruch aus ihrem Mund und der amorphe Leib erzählten von einem harten Leben und einem harten Herz. Sympathisch war sie mir keineswegs.

Von mir selbst gab ich wenig preis, unter meinem Beruf konnte sie sich nichts vorstellen, aber einer meiner Sätze ließ sie aufhorchen. Es müsse beruhigend sein, einen eigenen Hof zu haben, dessen Tor man schließen und die Welt aussperren kann, sagte ich, und sie sah mich schräg an, spielte mit ihrem Gebiss und kniff die Augen zusammen. Als ich mich verabschiedete, nannte sie mir eindringlich einen Tag und eine Zeit, zu der sie wieder hier sitzen würde. Sie wiederholte die Daten zweimal und hielt mich dabei unsanft am Arm fest.

Auf dem Weg ins Klinikgebäude spürte ich noch immer den Druck von Grete Adomeits kräftigen Fingern. Ich massierte meinen Unterarm an der Stelle und versuchte vergeblich, der Begegnung keine übermäßige Bedeutung beizumessen.

Richard gegenüber erwähnte ich Frau Adomeit mit keinem Wort. Ohnehin sprachen wir kaum miteinander. Seit klar war, dass der Krebs nicht mein Ende sein würde, radelte er nach dem Dienst in der Schule direkt ins Atelier, das er sich mit einer jungen Künstlerin teilte. Er malte wieder, obwohl er geglaubt hatte, nie wieder malen zu können. Die junge Frau arbeitete angeblich immer nachts. Wenn sie auftauche, sei er längst zu Hause, versicherte mir Richard mehrfach ungefragt. Ein paar Jahre zuvor hätte diese Konstellation ein Unruhegefühl bei mir ausgelöst, nun jedoch